

Das Obst für Groß Berlin.

Von

Magistratsrat Dr. Kurt Gordan,

Dezernent in der Abteilung für Obst- und Gemüseversorgung der Stadt Berlin.

Als die Frühobstzeit kam, hörte man von umfangreichen Maßnahmen zur Sicherung der Frühobsteinfuhr, die Bevölkerung hoffte und — im wesentlichen war Obst nicht zu sehen. Nun ist es gewiß nicht nur von theoretischer, sondern von höchst praktischer Bedeutung für die Maßnahmen der Zukunft, die Gründe festzustellen, die die Enttäuschung der Bevölkerung verursacht haben. Man sieht das Obst draußen auf Bäumen, gute Freunde vom Lande erzählen von dem diesjährigen reichen Segen an Beerenobst, namentlich Johannisbeeren, man weiß, daß auf der Tafel des Begüterten auch in Kriegszeiten vielfach das Obst nicht fehlt — oder vermutet es wenigstens — schließlich werden von berufener Seite große Zahlen über die Zufuhr von Obst nach Berlin veröffentlicht, — und schnell bildet sich das Urteil: das Obst ist also da; es ist da, wie das Brot da ist, nur wird es nicht richtig verteilt! Zunächst weiß nun aber jeder überlegte Beobachter, daß die Einfuhrverhältnisse sich im Kriege derart geändert haben, daß normalerweise noch nicht der fünfte Teil der Zufuhr von Obst nach Berlin kommen kann. Es fehlen die Erdbeeren und Kirchen aus Frankreich und Italien, die Apfelsinen und die zahllosen Zentner ausländischer Äpfel, die es ermöglichten, daß eigentlich Berlin das ganze Jahr hindurch nie ohne Äpfel war, es fehlen Pflaumen vom Balkan und die süßen Bananen, die in den letzten Jahren vor dem Kriege ein Handelsartikel ersten Ranges in Berlin geworden waren. Von vornherein entfällt also die Möglichkeit, es könne das Bedürfnis nach Obst in Berlin auch nur zum kleinen Teil befriedigt werden.

Wenngleich wohl nun immer und immer wieder gesagt wird, daß sich an Obst ein reicher Segen über Berlin ergossen habe, und von großer Einfuhr zuweilen bis zu 2000 Zentner täglich gesprochen wird, so sollte man eigentlich in der heutigen Zeit, in der wir uns leider gewöhnen müssen, große Zahlen für Klein und ungeheure Zahlen für normal zu halten, vor diesen Zahlen nicht mehr erstaunen. Was bedeuten täglich 2000 Zentner, also 200 000 Pfund, für Groß-Berlin, mit seinen nahezu 4 Millionen Einwohnern, seinem großen Fremdenverkehr und — seinem unüberwindlichen und doch auch berechtigten Wunsch, einzutreten, was nur das Wegglas halten will. Hier behaupten zu wollen, bei richtiger Verteilung würde alles gut gehen, heißt doch wirklich, das Pferd beim Schwanz aufzäumen. Erst Ware, dann Verteilung! Ob bei einer besonders günstigen Ernte doch einmal auch in Berlin der sehr gefährliche Versuch, so leicht verderbliche Ware zu rationieren, Erfolg verspricht, wir wissen es heute noch nicht. Eins ist sicher: daß niemand so vermessen sein wird, behaupten zu wollen, daß es jemals gelingen würde, selbst die obengenannte Gesamteinfuhr aus Werder restlos zu rationieren. Dies ist ebenso wenig möglich, wie die Butter, Nährmittel u. ä. restlos zu erfassen. Wir würden also nur wie bei diesen zweifellos leichter zu erfassenden Nahrungsmitteln mit einer Teil erfassung rechnen können. Ob es aber zur Beruhigung der Bevölkerung beitragen würde, einmal im Sommer offiziell ein Pfund Obst zugewiesen zu bekommen, muß man zum mindesten als sehr zweifelhaft ansehen.

Vorbedingung für jede Rationierung ist eben eine wirklich ausreichende Zufuhr. Wer behaupten will, daß das dies Jahr geschehen ist, geht von irrigen Voraussetzungen aus. Vor allem muß der bedauerlicherweise immer wieder neu gerüttelte Wahn zerstört werden, als sei die Werdersche Zufuhr für Berlin ausschlaggebend. Jeder Sachkundige weiß, daß die Zufuhr aus Werder selbst in vollen Erntejahren nur einen Bruchteil des Bedarfs gedeckt hat. Vielleicht mag die vollkommene Versorgung Berlins von Werder in den Tagen des Vormärz stattgefunden haben. Seitdem ist aber die Einwohnerzahl von 400 000 auf annähernd 4 Millionen gestiegen. Gewiß wollen wir die städtische, mit dankenswerter Unterstützung der Reichsstelle für Gemüse und Obst geschaffene Organisation der Zufuhr aus Werder als eine Grundlage für die Versorgung nicht gering anerkennen. Aber die Hauptsache ist und bleibt die Zufuhr aus anderen Gegenden des Deutschen Reiches. Und aus diesem Grunde war die Reigung der Werderschen Obstzüchter in diesem Jahre wenn auch verständlich, so doch nicht verzeihlich. In der Massenzufuhr von Obst ist Berlin auf Schlesien, Thüringen, die Rheingegend und Süddeutschland angewiesen, und diese Zufuhr hat versagt. Versagt, weil unter leider ungünstigen Ernteverhältnissen wiederum der Widerstand der vielen kleinen Könige in Preußen und im außerpreussischen Deutschland die Sorge für den engen Kreis der eigenen Bevölkerung dem großen Ziel der Versorgung der großen Städte voransetzte.

Es würde zu weit führen, hier die große Frage „Frühobstbewirtschaftung oder nicht“ zu erörtern. Die Frühobstbewirtschaftung kann Treffliches wirken, sie kann aber auch die großstädtischen Märkte entblößen. Getraut sich die Reichsstelle für Gemüse und Obst zu, ein wirklich straffes Regiment zu führen und weiß sie, daß sie die Zufuhr aus einem Gebiet unbedingt zur Durchführung bringen kann, so läßt sich gegen die öffentliche Bewirtschaftung nichts sagen. Kann sie das nicht — und niemand weiß besser als der, der täglich mit diesen Dingen zu tun hat, wie sehr das räufelnde Bemühen der Reichsstelle, für Berlin zu sorgen, an den kleinen und auch großen Widerständen draußen scheitert —, so ist die öffentliche Bewirtschaftung ein ganz gefährliches Ding, und bei dieser allerdings zu beklagenden Voraussetzung erscheint die willige Freilassung noch als das kleinere Übel; denn wenn, wie das jetzt geschieht, nur der zur Zufuhr von der örtlichen Stelle freigegebene Uberschuß verteilt wird, so steht dies, mag auch dabei der Anteil Berlins noch so groß sein, nur auf dem Papier. Gewöhnlich sind dann Uberschüßmengen überhaupt „nicht vorhanden“.

Aber nun noch ein Wort über die Wirkung der Höchstpreise. Vielfach wird zum Versuch zur Aufhebung sämtlicher Höchstpreise geraten. Daß damit aber ein Kampf aller gegen alle, Gemeinden, Handel, Großverbraucher, Private entbrennen und namentlich bei schwächerer Ernte eine ungeheure Preissteigerung herbeigeführt wird, erscheint überaus wahrscheinlich; nötig aber das starke Ansteigen der Preise doch schließlich auf Drängen der Minderbemittelten zur plötzlichen Festsetzung von Höchstpreisen, so erleben wir im großen das Beispiel, das wir in diesem Jahre im Kleinen, namentlich bei Erdbeeren, erlebt haben. Die Festsetzung von Höchstpreisen, bevor eine Ware auf den Markt kommt, mag dem Schleichhandel etwas steuern und die Zufuhr verringern. Die Festsetzung von Höchstpreisen, nachdem eine Ware bereits zu hohen Marktpreisen auf dem Markte gewesen ist, läßt sie aber vollständig verschwinden.

Wir wissen, daß im Rahmen dieser kurzen Betrachtungen alle die schwierigen Fragen, an deren Lösung jedes redliche Streben, in der Kriegswirtschaft Befriedigendes zu leisten, fortgesetzt zu scheitern droht, nicht völlig gelöst werden können. Es erscheint uns aber als eine überaus wichtige Aufgabe, wenigstens die Hauptgesichtspunkte der Obstversorgung kritisch zu beleuchten, da-

mit nicht, wie dies so bedauerlicherweise so vielfach geschieht, Unzufriedenheit dadurch erregt wird, daß der Bevölkerung gesagt wird, dem Mangel an Obst sei durch eine einfache Organisation abzuhelfen. Nichts muß beunruhigender wirken als das Gefühl, die Not könne mit einem Schlage durch geschickte Handhabung der Verteilungsgeschäfte gelindert werden. Das Bedürfnis nach Obst wird, das wiederholen wir immer und immer wieder, durch die Zufuhr einiger Waggons täglich besser gestillt als durch hundert neue Verteilungsarten.